

Glaube und Vernunft - 09.02.2011 AJA

Dr. Wilfried Theilemann

#### A – Zur Einführung

Das Thema „Glaube und Vernunft“ prägt unsere abendländische Kultur von Anfang an bis in unsere Gegenwart. Man hört die Rede von einer „Wiederkehr der Religion“ und prompt Rede von der „Wiederkehr des Atheismus“, so der Titel einer Publikation im Herder Verlag.

Wenn zwei Gegenpositionen erstarken, ist der Dialog zwischen beiden gefordert – in Form gegenseitiger kritisch-argumentativer Auseinandersetzung. Im April 2004 findet auf Einladung der Katholischen Akademie Bayern ein Gespräch statt zwischen dem Philosophen Jürgen Habermas und dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger, dem Präfekten der römischen Glaubenskongregation. Der Titel der Veröffentlichung: „Dialektik der Säkularisierung“ Untertitel: „Über Vernunft und Religion“ Konkrete Fragestellung: „Vorpolitische moralische Grundlagen eines freiheitlichen Staates“. Das zeigt die Bedeutung des Themas Vernunft und Glaube für das gesellschaftliche Leben als solches.

Erstaunlich ist, dass Habermas und Ratzinger, obwohl gleichen Alters (Ratzinger 1927, Habermas 1929) sich bei diesem Gespräch zum ersten mal begegnet sind. Das Gespräch zwischen Philosophen und Theologen ist z.B. in Italien sehr viel breiter verwurzelt. Dort spricht man von den Gruppen der „credenti“ und den „laici“. In einer linksintellektuell ausgerichteten Zeitschrift (MicroMega) wurden und werden philosophische und theologische Beiträge veröffentlicht, wo auch Ratzinger zu Kardinalszeiten Beiträge veröffentlicht hat, und zwar unter der Perspektive, das Gespräch über die Wahrheit der christlichen Religion anzustoßen. Ein interessanter Hinweis aus dem Diskursgeschehen zwischen den „Glaubenden“ und den Vertretern des „Laizismus“: Papst Johannes Paul II. hatte zur Philosophie Stellung bezogen mit der Enzyklika „Fides et ratio“, die kritische Antwort von Seiten der Philosophie ließ nicht lange auf sich warten unter dem Titel „Ratio et fides“. Das gewichtete Bestimmungsverhältnis „Glaube und Vernunft“ und „Vernunft und Glaube“ zeigt die kontroverse Prioritätensetzung entweder vom Glauben oder von der Vernunft aus. Das Verhältnis zwischen Glaube und Vernunft ist in der Orientierungsfrage in Bezug auf die Wahrheit also bleibend aktuell.

#### B – Aktuelle Positionen

Papst Benedikt, Regensburger Vorlesung 2006: Das „innere Zugehen auf einander, das sich zwischen biblischem Glauben und griechischem philosophischem Fragen vollzogen hat, ist

ein nicht nur religionsgeschichtlich, sondern weltgeschichtlich entscheidender Vorgang, der uns auch heute in Pflicht nimmt“... „die Grundentscheidungen, die ...den Zusammenhang des Glaubens mit dem Suchen der menschlichen Vernunft betreffen, gehören zu diesem Glauben selbst und sind seine ihm gemäße Entfaltung.“ Glaube wie Vernunft sind intentional auf Wahrheit ausgerichtet. Es geht also um die Zusammengehörigkeit im Sinne von aufeinander Hören von Vernunft und Glaube als Verhältnis von Frage und Antwort. Ganz im Sinne der Enzyklika „Fides et ratio“, sie betont die bleibende Bedeutung des Werkes von Thomas von Aquin, der die von Anselm von Canterbury herausgearbeitete Ausrichtung „fides quaerens intellectum“ in Bezug auf die aristotelische Philosophie erneuert hat. Dabei soll es aber keinen Rückgang hinter die Aufklärung mit den durch die Wissenschaften erschlossenen großen Möglichkeiten geben, jedoch den ethischen Appell: „Das Ethos der Wissenschaftlichkeit ist...Wille zum Gehorsam gegenüber der Wahrheit und insofern Ausdruck einer Grundhaltung, die zu den wesentlichen Entscheidungen des Christlichen gehört.“ Es geht wissenschaftlich um „Ausweitung unseres Vernunftbegriffs und Vernunftgebrauchs“. Allerdings werden auch die Bedrohungen aus den großen Möglichkeiten gesehen, denen wir aber nur Herr werden können, „wenn Vernunft und Glaube auf neue Weise zueinanderfinden“. Unter der Prämisse, dass der Glaube die Vernunft sucht, formuliert die Enzyklika: „Wie die Gnade die Natur voraussetzt und vollendet, so setzt der Glaube die Vernunft voraus und vollendet sie.“ Also: Gegen eine methodische Verengung wissenschaftlicher Vernünftigkeit muss an der „Wahrheit des Seienden“ festgehalten werden. Sie besteht in der Korrespondenz zwischen der rationalen Struktur der Materie, den in der Natur waltenden rationalen Strukturen und unserem vernünftigen Geist. Das besagt: Die Vernunft ist sich nicht selbst das Ende, sie kommt aber im Glauben zur Wahrheit, die in der „Erkenntnis des Geheimnisses vom dreieinigen Gott“ als der begrifflichen Fassung der Glaubensinhalte besteht. Glaube und Vernunft kommen also weder notwendig in einen unüberbrückbaren Gegensatz noch in eine unterschiedslose Identität – vielmehr gilt, „zu den Glaubensinhalten gelangt man in jedem Fall durch freie Entscheidung und das eigene Gewissen.“ Fazit: In der vom Menschen zu verantwortenden Entscheidungsfreiheit für oder wieder den Glauben liegt die Möglichkeit der Zusammenstimmung von Glaube und Vernunft, d.h.: es ist vernünftig zu glauben.

J. Habermas, Artikel in NZZ 2007: „Die moderne Wissenschaft hat die selbstkritisch gewordene philosophische Vernunft zum Abschied von den metaphysischen Konstruktionen des Ganzen aus Natur und Geschichte genötigt. Dieser Reflexionsschub hat Natur und Geschichte den empirischen Wissenschaften überantwortet... Damit ist die von Augustin bis

Thomas hergestellte Synthese aus Glauben und Wissen zerbrochen.“ Nach Habermas ist mit einem erneuerten thomistischen Prinzip dieser durch die Moderne erfolgte Bruch nicht zu überwinden. Das heißt aber keineswegs, dass Religion überhaupt obsolet geworden sei, auch nicht für einen religiös unmusikalischen Bürger, als den sich Habermas versteht. Dieser Bruch hat das Interpretationsmonopol auf das Sein und Dasein im Ganzen entthront: durch Säkularisierung wissenschaftlichen Wissens. Aber Habermas plädiert nicht einfach für den Atheismus einer radikalen Religionskritik. Seiner Abhandlung über Glauben und Wissen gibt er den Titel „Ein Bewusstsein von dem, was fehlt“. Deshalb wendet er sich „gegen die bornierte, über sich selbst unaufgeklärte Aufklärung“. Aufklärung heißt, sich über das Fehlende der wissenschaftlichen Vernunft im Klaren zu sein. Aufklärung hat zur Neutralisierung der Staatsgewalt, zu allgemeiner Religionsfreiheit, zu funktionaler Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme geführt. Die in der Moderne angelegten Vernunftpotentiale, die sich im Prozess gemeinsam kritisch ausübender kommunikativer Praxis selbst herausbilden können, sind Befähigungen zur Daseins – und Weltgestaltung. Ob jedoch die Entwicklung der Moderne sich allein aus den Kräften einer kommunikativen Vernunft selbst stabilisieren kann, ist für Habermas eine „offene empirische Frage.“ Denn die Moderne ist im geschichtlichen Prozess ständig gefährdet: Die geschichtlichen Erfahrungen entgleisender Menschlichkeit im vergangenen Jahrhundert, die auf andere Art und Weisen neu auftauchen (z.B. Antisemitismus), Formen von Rationalisierungen, die sich individuell und gesellschaftlich destruktiv auswirken, Entsolidarisierungen durch selbstinteressierte Handlungsweisen, die Gefahren einer nicht mehr beherrschbaren globalen Dynamisierung der Wirtschaft, der Finanzmärkte, die immer durchgreifendere Ökonomisierung der Lebensverhältnisse. Hier wirken Tendenzen, die eine Orientierung an gemeinsamen Werten und Normen abdrängen – das macht den ambivalenten Charakter der Moderne sichtbar. Ein Phänomen in dieser Ambivalenz ist das Fortbestehen von Religion im weiteren Prozess von Säkularisierung. Dazu Habermas: „Die Philosophie muss dieses Phänomen... von innen her als eine kognitive Herausforderung ernst nehmen.“ Der Bestand von Religion im modernen Pluralismus lässt den Begriff einer „postsäkularen Gesellschaft“ aufkommen. Die Religionen haben in einer über Jahrtausende gepflegten und entwickelten Tradition – immer auch in Unterscheidung von Fundamentalismus, Dogmatismus, Gewissenszwang – eine Gemeinschaft stiftende Wirkung. Eine Philosophie, „die sich ihrer Fehlbarkeit und fragilen Stellung innerhalb des differenzierten Gehäuses der modernen Gesellschaft bewusst ist“ (so H.), kann sehr wohl auf der anzuerkennenden Unterscheidung von Wahrheit, die sich säkularer und Wahrheit, die sich religiöser Erkenntnis und Sprache verdankt, bestehen. Sie muss nicht

säkulare Vernunft als Bestimmungsmacht zur Entscheidung darüber nehmen, was an religiösen Traditionen wahr oder falsch ist. Es ist auch nicht so, dass im Sinne des Gemeinwohls Religion funktionalisiert werden soll. Vielmehr kommt es darauf an, den die europäische Geschichte bestimmenden gegenseitigen Aneignungsprozess zwischen philosophischen und theologischen Gehalten als kritischen Lernprozess zu pflegen (vgl. Aneignung der theologischen Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen als Allgemeinheit der Menschenwürde). Eine postsäkulare Gemeinschaft verhindert, dass die weltanschauliche Neutralität der Staatsmacht mit einer politischen Verallgemeinerung säkularistischer Weltsicht verbunden wird. Es kann nicht das Recht bestritten werden, Beiträge in religiöser Sprache in die öffentliche Diskussion einzubringen. Es kommt gerade darauf an, sie in eine „öffentlich zugängliche Sprache zu übersetzen. Fazit: Empirisch – wissenschaftliche Vernunfteseinsichten und Einsichten, die sich Glaubensinhalten verdanken, können in einem komplementären Lernprozess sich gegenseitig befruchten.

R. Dawkins, Der Gotteswahn, 2008. Das umfangreiche Werk des Evolutionsbiologen versteht sich als Generalabrechnung mit der Religion. Auf der Basis naturwissenschaftlicher Erkenntnisse wird eine Gesamtsicht der Entwicklung des Lebens der Welt entworfen, also ein philosophischer Anspruch auf Wahrheit. Von Gott als Wahn zu sprechen impliziert, dass religiöser Glaube irrational ist, eine vom Menschen produzierte, wider die Vernunft agierende Einstellung. Alles, was ist, hat nur einen einzigen Ursprung: die Materie. „Der Dualist geht davon aus, dass zwischen Materie und Geist ein grundlegender Unterschied besteht. Ein Monist dagegen glaubt, dass Geist eine Ausdrucksform der Materie ist, Material in einem Gehirn oder Computer, das ohne Materie nicht existieren kann.“ (250) Alles, was ist, das Werden vom Einfachen zu immer größerer Komplexität, ist durch Evolution entstanden, „die darwinistische Evolution durch natürliche Selektion.“ Biologisch geht es um die Gene, evolutionär um das, was den Genen Nutzen bringt. „Mit `Nutzen´ meint der Darwinist in der Regel, dass die Überlebenseinsichten für die Gene eines Individuums sich verbessern.“ Für Dawkins, der sich als „Atheist oder philosophischer Naturalist“ versteht, muss auch alle Kultur in Entsprechung zum Vorgehen der Natur verstanden werden. Deshalb gibt es neben den Genen noch die Meme, die als „Einheiten der kulturellen Vererbung“ zu verstehen sind. Meme sind gleichsam die naturalistischen Bausteine dessen, was traditionell der Bereich des Geistes, also der Vernunft ist. Meme müssen also ebenso wie die Gene auch nach der Nützlichkeit agieren – vielleicht sollte man eher sagen: müssten. Wir ahnen, was bei einem solchen Verständnis von Vernunft sich als für das Handeln als vernünftig ergibt. Die Vernunft

muss der genetischen Überlebensstrategie entsprechend agieren. Konsequenterweise steht für Dawkins fest: Religion ist irrational, ist ein durch einen irrationalen Mechanismus, also ein „durch Fehlkonstruktion entstandenes Nebenprodukt“. Da religiöser Glaube ein durch Aktivität der Gene und Meme evolutionär nach Nützlichkeit hervorgebrachtes Produkt ist, ergibt sich das Bild einer Vernunft, die evolutionär selber einen widervernünftigen Gotteswahn produziert. Die Evolution bringt eine Vernunft hervor und zugleich gleichsam eine Widervernunft mit Wahngestalten, die entgegengesetzt agiert. Dieses Problem greift Dawkins merkwürdigerweise nicht wirklich auf. Könnte es also sein, dass die Evolution so raffiniert agiert, dass sie ihren wahren Charakter (durch Wahngestalten gegen sich selbst agierend) durch das fortschrittliche Bild eines sich stetig verbessernden Lebensproduktes zu verschleiern sucht? Jedenfalls ist festzuhalten: Es gibt einen naturphilosophischen Atheismus, der einen strikten Gegensatz von Vernunft und religiösem Glauben vertritt.

#### C - Geistesgeschichtliche Positionen

Die skizzierten 3 Positionen zeigen, dass die Frage nach dem Verhältnis von religiösem Glauben und sog. aufgeklärter Vernunft ein gärendes Problem ist (– verstärkt durch den Islam, der im Rahmen der Globalisierung in die europäische Kultur eindringt und die Orientierungsproblematik zusätzlich herausfordert). Als Extrempositionen: Das Zusammenkommen von Vernunft und Glaube nach dem bei Thomas von Aquin angelegten Schema. Das Gegenteil davon in einer empirisch – wissenschaftlichen Vernunft, für die religiöser Glaube Wahn und Irrtum ist. Und gleichsam eine Zwei-Quellen-Theorie in einer postsäkularen geschichtlichen Position, in der säkulare und religiöse Erkenntnisse sich kommunikativ bewegen.

Gerade die auch wieder vermehrt zu hörende Parole „nicht hinter die Aufklärung zurück!“ zeigt, dass die Gefahr besteht, dass Glaubensinhalte einfach wieder (gleichsam im geschichtlichen Rücksprung) mit Glaubensvorstellungen transportiert werden, die sich durch die Aufklärung gerade als unhaltbar herausgestellt haben. Nun hat offensichtlich die Geschichte der Neuzeit, die sog. Moderne, die ja eine große Bewegung fortschreitender empirisch-wissenschaftlicher Aufklärung ist mit ihrer Emanzipation von der christlich-religiösen Tradition, selber dazu geführt, dass ein Bewusstsein von dem, was fehlt (Habermas), aufgekommen ist. Dies Bewusstsein hinterlässt das Gefühl eines verstärkten Orientierungsbedürfnisses. Entweder sog. Postmoderne: Orientierungsvielfalt mit offenen Wahlmöglichkeiten verlangt vom Subjekt eine selbstgewisse Souveränität des Wählens. Aber durch die Wahlmöglichkeiten soll das Subjekt seine Souveränität ja erst konstituieren. Oder:

Den Versuch unternehmen, den Weg der Aufklärung selbst noch einmal aufzuklären mit der Frage, wohin der Weg von Glaube und Vernunft geführt hat. Kann das Verhältnis von Vernunft und Glaube sich noch einmal neu bestimmen und eine Orientierungskraft verleihen? Dazu ist ein Blick in die abendländische Geschichte von Vernunft und Glaube notwendig:

Wir nehmen aus dem Regensburger Vortrag des Papstes den Hinweis auf, dass sich mit dem Zusammenkommen von griechischer Philosophie und christlich-biblischem Glauben der weltgeschichtlich entscheidende Vorgang vollzogen hat, der uns auch heute in die Pflicht nimmt. Dass dieser Vorgang unsere abendländische Kultur wesentlich bestimmt hat, dürfte nicht zu bestreiten sein. Dass aber genau diese Synthese von Vernunft und Glaube, die metaphysische Konstruktion des Ganzen aus Natur und Geschichte, zerbrochen ist, hatte uns die philosophische Position von Habermas deutlich gemacht. Deshalb stellt sich die Frage, was mit der Geschichte von Vernunft und Glaube eigentlich zusammengebrochen ist. Ist das nur ein Verlust oder eröffnet es ein neues Finden? Einige Stichpunkte zu dieser aus der griechischen Antike kommenden Geschichte:

Seit dem 6. Jahrhundert vor Christus bildet sich eine Tradition heraus, man bezeichnet sie meist als vorsokratische Epoche philosophischen Denkens, die in fragmentarischen Zeugnissen erhalten ist. Es ist gegenüber den Geschichten erzählenden religiösen Mythen ein Denken, das dem „Logos“, dem vernünftigen Denken verpflichtet ist, aber darum weiß, dass der religiöse Gehalt zum Leben gehört. Er muss allerdings von der denkenden Vernunft auch für und im logischen Denken bewahrt werden. Es ist das Denken, das unter dem Namen „Metaphysik“ zu einer maßgeblich prägenden Kraft der Geistesgeschichte des Abendlandes geworden ist. Dafür sollen nur die Namen Heraklit und Parmenides genannt sein. Von Heraklit ist ein Fragment überliefert, das für uns von besonderem Interesse ist, weil es in einem einzigen Satz den entscheidenden Gedanken ausgesprochen hat, der die Tradition des metaphysischen Denkens bestimmt hat. Er ist in das theologische Denken des Mittelalters eingegangen und hat unsere Geschichte bis zum sog. Ende der Metaphysik mit der Rede vom Tode Gottes bestimmt. Es lohnt sich, diesem Gedanken ein wenig nachzudenken, weil er uns auch für das Verständnis der uns angehenden neuzeitlichen Geistesgeschichte aufschließen kann.

Der Satz lautet: „Von allen, deren Worte ich vernommen habe, gelangt keiner dazu zu erkennen, dass das Weise (sophon) etwas von allem Abgesondertes ist.“<sup>1</sup> Aus einem anderen Fragment geht hervor, dass das Weise als das Eine bezeichnet wird, welches alles auf alle

---

<sup>1</sup> Diels, Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. I, S. 175

Weise zu steuern weiß (auch heute steht die Kybernetik hoch im Kurs). Was ist gemeint? Der Mensch geht nicht im Nützlichkeitsdenken des Alltags auf, er ist zur Freiheit bestimmt und gerät ins Fragen, er will die Welt und sich selbst verstehen. Es sind die Fragen nach dem Woher, dem Wohin und Wozu der sich bewegenden Welt und des Lebens. Wer nachts in den Himmel schaut, sieht die beständigen Konstellationen der Sternbilder, die sich bewegen, kommen, gehen und wiederkehren. Da geht jeden Tag die Sonne auf, durchläuft den Himmel, geht unter und kehrt wieder. Was hat das alles zu bedeuten? Was bedeutet es für den Menschen, in diese Welt eingebunden zu sein? Es ist das aus dem Staunen geborene Fragen, das verstehen will, die Welt und sich selbst in der Welt. Ein die Zusammenhänge erklärendes Weltbild entsteht, die Kosmologie. Die religiöse Tradition hatte von den alles Geschehen und Geschick auf Erden leitenden und lenkenden göttlichen Wesen in der Form von bildhaften Vorstellungszyklen gesprochen. Die Götter sind gegenüber den sterblichen Menschen die Unsterblichen gleichsam als die Garantie für den Bestand der im Werden und Vergehen bewegten Welt. Dieses den Bestand sichernde ist für die Vernunft ein bewegendes Etwas, das alles Bewegte in seinen nach logischem Rhythmus sich wiederholenden Bahnen hält, das in Bewegung Befindliche nicht chaotisch auseinanderdriften lässt. Was Bewegtes in geordneter Bewegung hält, muss gleichsam wissen, was es tut, muss selber logischen Wesens sein. Heraklit spricht deshalb von diesem Etwas als dem „sophon“ dem „Weisen“, welches gegenüber dem vielen Bewegten das „Eine“ ist, welches alles, das Viele, in seiner wissenden Weisheit und Macht gleichsam nach seinem Willen steuert. Darin ist der Mensch einbezogen. Das ist seine Orientierungsgröße. Dieses Eine, Bewegende ist von allem Bewegten unterschieden. Das Bewegte, das All ist die Physis, davon unterschieden ist das Bewegende gleichsam „hinter“ der sichtbaren Physis, meta-physisch, unsichtbar. Dies steuernde Prinzip ist nur dem denkenden Erkennen als das hinter allem Seienden gründende Etwas oder Wesen zugänglich, weil für das Denken notwendig. Als von allem Seienden unterschieden ist es getrennt, d.h. abwesend, aber als Prinzip von allem auf abwesende Weise zugleich doch irgendwie anwesend. Dieses Eine, von dem alles Weltgeschehen in seinem Kommen und Gehen, Entstehen und Vergehen abhängig ist, muss man so bezeichnen: Als alles weise steuernd muss es allwissend sein, als alles steuern könnende muss es allmächtig sein, als alles Bewegendes muss es von allem Bewegten unterschieden, transzendent sein, als unterschieden von allem Bewegten muss es an sich selber unbewegt und also unveränderlich sein (der Platonschüler Aristoteles spricht deshalb in seiner Metaphysik von dem Ersten, dem Prinzip von Allem, als dem „unbewegten Beweger“). Und schließlich: Als das alles Weltgeschehen dem zeitlichen Werden und Vergehen Unterstellende muss es zeitüberlegen, d.h. ewig sein.

Mit den begrifflichen Bestimmungen von Allwissenheit, Allmacht, Jenseitigkeit, Unveränderlichkeit und Ewigkeit sind die Bestimmungen genannt, die man dem göttlichen Wesen zuzusprechen sich genötigt fand. Es sind vernünftige göttliche Vollkommenheitsprädikate. Sie bezeichnen also das, was hinter allem ist, was da ist, was der Grund und die Quelle allen Seins einschließlich des Menschen ist. Als Bezeichnungen sind sie nicht das Bezeichnete selbst. Anders als weltlich seiend ist es nicht als es selbst erkennbar, aber von seinen physischen Wirkungen her im Rückschluss annäherungsweise erkennbar. So ist es das Höchste, an das das Denken rührt und das um dieses seines höchsten Seins willen zu achten und zu verehren ist. Mit dem Denken dieses Gedankens wird der Mensch einbezogen in das Verhältnis zu diesem Grund, durch den alles Sein und Leben ist. Denken und Glauben gehen also zusammen. Das antike metaphysische Denken geht in das Christentum ein.

Vom Ereignis dieses Zusammengehens hatte der Papst in seinem Regensburger Vortrag gesprochen. Dieses Zusammenstimmen gründet in dem Glauben als dem angemessenen Verhältnis zu Gott, dem Glauben, der aber seine Vernünftigkeit sucht: *fides quaerens intellectum*. Das ist wiederum gut in einem einzigen Satz ausgedrückt, den der große mittelalterliche Theologe und Philosoph Anselm von Canterbury aufgeschrieben hat in einem Gebet: „*Et quidem credimus te esse aliquid quo nihil maius cogitari potest.*“ „Und zwar glauben wir, dass Du etwas bist, über das hinaus Größeres nicht gedacht werden kann.“ Wir heben an dieser Formulierung jetzt nur drei Dinge hervor: Worüberhinaus Größeres nicht gedacht werden kann ist genau das, was wir bei Heraklit als Vollkommenheitsprädikate hervorgehoben haben. Nur das sie jetzt einem Du gelten. Der biblische Gott als „*persona*“, die im Gebet angerufen wird. Aber an der Formulierung, wir glauben „dass Du etwas bist“ ist das „*Etwas*“ die metaphysische Bestimmung jenes Ersten (das Eine, Prinzip, Gott), das an ihm selbst unerkennbar ist, aber mit all jenen Prädikaten bezeichnet werden kann, über die hinaus Größeres nicht ausgesagt werden kann. Das Höchste zu denkende kann aber nicht nur gedacht (in intellectu), sondern muss logisch auch „in re“, seiend sein: der ontologische Gottesbeweis.

Wir sind gewohnt, von der Neuzeit zu reden. Das Neue ist der Beginn einer immer weiter greifenden Abgrenzung vom christlichen Mittelalter. Vergleichbar mit der Situation der Antike verlieren traditionelle Orientierungsgewissheiten ihre Überzeugungskraft. Als Galilei durchs Fernrohr blickt, entdeckt er etwas, was durch die unmittelbare Wahrnehmung niemals erkannt worden wäre: die Existenz von dem Auge unsichtbaren Himmelskörpern, die Jupitermonde. Dabei geht es nicht nur um die Entdeckung von etwas, das man zuvor nicht

gesehen hat, sondern das ganze Weltbild bricht zusammen. Das Weltbild ist ja das Bild des Weltganzen, das sich aus der Schau der Himmelsbewegungen ergeben hat – jenes Bild der sich bewegenden Sphären über der Erdscheibe, über denen nun der biblische Gott thront und die geordnete Bewegungen der Himmelskörper in ihrer Ordnung erhält. Die Welt war der Kosmos, in dem der Mensch seinen bestimmten Ort hat. In vorgegebener Ordnung war der Mensch verortet, wusste sich darin aufgehoben. Der Blick durchs Fernrohr hat prinzipiell etwas durchbrochen: Ausgangspunkt für das erkennende Denken ist nicht mehr das unmittelbare Wahrnehmen, sondern ein vom Menschen konstruiertes Medium, das Fernrohr, mit dessen Hilfe jetzt überhaupt erst etwas sichtbar wird, was dem unmittelbaren Wahrnehmen mit den Augen gar nicht wahrnehmbar ist. Was bisher nur einem logischen Rückschluss von physisch Wahrnehmbarem metaphysisch, also dem spekulativen Denken hypothetisch zugänglich war, wurde abgelöst durch eine empirische Methode zu Erkenntnis weltlicher Sachverhalte. Die Wirklichkeit ist anders, als sie dem Bild des bisherigen Seinszusammenhanges entspricht. Die Welt ist nicht der schützende Kosmos, sondern der nicht mehr vorstellbare sich ins Unendliche verlierende Raum. Nicht mehr der Rückschluss von physisch Wahrnehmbarem auf vorphysische, metaphysische Voraussetzungen war die Orientierungsperspektive. Vielmehr ist es der wissenschaftlich gesteuerte Prozess, durch den man mit vom Menschen hergestellten Erkenntnismitteln (Fernrohr) zu neuen Erkenntnissen über die Wirklichkeitszusammenhänge des Weltgeschehens kommt. Das wurde jetzt zum erkenntnisleitenden Prinzip. Ist der Mensch nicht mehr zu verstehen als integraler Bestandteil eines objektiven Gefüges, dann ist er ganz auf sich selbst zurückgeworfen. Jetzt ist er auf sich selbst gestellt, ist sich selbst das Zugrundeliegende, das Subjekt, und muss sich nun seiner Subjektivität vergewissern und von ihr her das ganze All neu aufbauen. Der Mensch wird zum Beziehungspunkt allen Seins. Mit dieser Entdeckung war die anthropologische Grundorientierung aller neuzeitlichen Probleme gegeben. Der Mensch kommt in die Position, selber Zentrum zu sein. Sein vernünftiges Denken und Erkennen wird zum Maßstab, an dem sich alles bemessen lassen muss. Ist aber denkendes Erkennen der Maßstab, dann muss grundsätzlich an allem Bisherigen erst einmal gezweifelt werden. Nur im durchzuführenden Akt des Zweifels ist herauszufinden, was unbezweifelbar ist und deshalb unumstößliches Fundament sein kann. Da ja, wie das alte Weltbild hat deutlich werden lassen, menschliches Erkennen sich täuschen kann über die ganze Welt einschließlich Gottes, kann Gewissheit nicht außerhalb des Menschen, sondern nur im Menschen selber gelegen sein. Hier hat der Philosoph Rene Descartes den entscheidenden Schritt getan: die Denktätigkeit des Zweifels kann ich nicht bezweifeln solange ich zweifle. Solange ich also denkend tätig bin, kann ich an

dem Sein dessen, dass ich denke, nicht zweifeln: Cogito, ergo sum. Die Selbstgewissheit des Denkens wird zum Grundlegenden. Descartes hatte noch den Gottesbegriff festgehalten als – grob verkürzt gesagt – als die zu denkende Macht, die das Gegebensein des denkenden Ich garantiert wie auch die dem Denken gegebenen Gegenständlichkeit von Gegenständen. Doch hat sich schon herausgestellt, dass die Denktätigkeit als solche sich rein in sich selbst begründet.

In Bezug auf das erkennende Denken macht I. Kant, der Zertrümmerer der alten Metaphysik, den nächsten Schritt: Was die weltlichen Dinge an sich sind, kann gar nicht erkannt werden. Jede sinnliche Wahrnehmung ist nur in den vor aller Erfahrung liegenden Strukturen von Raum und Zeit gegeben. Zeitlichkeit und Räumlichkeit sind die reinen Formen unserer Anschauung von Objekten. Dahinter können wir nicht zurück. Unter Voraussetzung dieser Anschauungsformen ist nun alles Erkennen bestimmt durch die Vorgaben, die in den Strukturen der Vernunft liegen (Kategorien). Kant sagt, „dass die Vernunft nur einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, dass sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorgehen und die Natur nötigen müsse auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen müsse...“<sup>2</sup> Die vorgehende Vernunft bestimmt alles Erkennen, die Vernunft der menschlichen Subjektivität bestimmt, was die Objektivität des Seienden ist. In ihrem Vernunftgebrauch bedient sich die Vernunft leitender Regeln, den „regulativen Vernunftideen“, welche mit den Begriffen Freiheit, Unsterblichkeit und Gott bezeichnet sind. Was die Religion angeht, so hat Geltung nur, was – wie der Titel der entsprechenden Schrift Kants sagt - der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ entspricht. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit sind zwar weiter da, sie sind aber jetzt nur Ideen der Vernunft, die aus ihr selbst hervorgehen. Die Idee der Freiheit aber wird in der Praxis der Vernunft zur Handlungsmacht des Subjekts, das sich im selbstbestimmten Vernunftgebrauch die Maximen seines Handelns setzt.

Als einen weiteren Schritt im Umgang mit dem metaphysischen Begriff des Göttlichen mit seinen Prädikaten greifen wir einen Aspekt aus Fichtes Philosophie auf. Auch er teilt das die ganze abendländische Geschichte bestimmende Gottesverständnis, wie wir es von Heraklit an bis in die Neuzeit hinein bei Descartes und Kant angedeutet haben. Gott ist das vollkommene, unendliche, unbegrenzte, machtvolle Wesen. Fichte sagt nun: „Soll denn nun Gott gedacht werden, als Eins mit der Welt? – Ich antworte: weder als Eins mit ihr, noch als verschieden von ihr; er soll überhaupt nicht mit ihr (der Sinnenwelt) zusammengedacht, und

---

<sup>2</sup> I. Kant, Kritik der reinen Vernunft, B XIII

überhaupt gar nicht gedacht werden, weil dies unmöglich ist.“<sup>3</sup> Inwiefern ist das unmöglich? Gleichsam als Schüler Descartes und Kants setzt Fichte voraus, dass Denken immer schon völlig bestimmt ist vom menschlichen Ich als einem verendlichen Subjekt. Was bei Kant schon deutlich wird, bringt er auf den Begriff. Denken ist eo ipso Verendlichen. Entweder nämlich denke ich Gott als bestimmte Substanz und spreche ihm das Prädikat „Sein“ zu, Denken ist ja immer Etwas denken, das ist. Dann habe ich aber Gott schon vergegenständlicht, verdinglicht und ihm damit die Unendlichkeit abgesprochen. Oder ich denke Gott außerweltlich. Außerweltlich ist Gott nicht Welt. Damit ist der Gottesbegriff durch Negation bestimmt, Gott also wiederum nicht unendlich gedacht. Deshalb ist es unmöglich, Gott zu denken.

Den Höhepunkt oder auch Tiefpunkt der ganzen Bewegung bildet Nietzsche in seiner Gegnerschaft zum metaphysischen Gottesbegriff. Eines seiner Grundworte ist „Wille zur Macht“. In der Rede „Von der Selbstüberwindung“ spricht Zarathustra den Satz: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht...“<sup>4</sup> Leben ist lebendig als Schaffenskraft, als Wille zur Macht auf Selbststeigerung aus. In diesem Horizont ist der unendliche, als das Höchste gedachte Gott dem endlichen Menschen unendlich unerreichbar entgegengesetzt. Ohne Anhalt im Endlichen ist dieses Unendliche eine bloße „Mutmaßung“, wie Nietzsche sagt, statt der weite Horizont für den schaffenden Willen zur Macht zu sein. Durch diese Mutmaßung wird der schaffende Wille auf seine Endlichkeit zurückgeworfen. Mit dieser Wertminderung menschlicher Macht erleidet der Wille einen Gegenstoß, das Leben wird niedergedrückt. Der metaphysische Gottesbegriff eines unendlichen, eines größten Wesens wird als lebensfeindlich entlarvt. Der metaphysische Gottesgedanke, wie er bei Anselm eingeführt ist, war ja: dasjenige, über das hinaus Größeres nicht gedacht werden kann. Aber genau dieses „Etwas“, worüberhinaus nichts Größeres gedacht werden kann, vermag selber gar nicht gedacht zu werden. Ein Denken von Nichtdenkbarem, das dem Denken zugemutet wird, macht schwindlig. Der metaphysisch gedachte Gott ist eine Mutmaßung, ein Wahn, der das Denken schwindelig macht. Nietzsche entlarvt den Gottesgedanken als Schwindel. Darum verkündet er den Tod Gottes. So endet bei Nietzsche die lange abendländische Tradition mit dem Paukenschlag: „Todt sind alle Götter: nun wollen wir, dass der Übermensch lebe. – dies sei einst am grossen Mittage unser letzter Wille!-“

D - Wohin endet das Ende der Metaphysik?

---

<sup>3</sup> Fichte, Gerichtliche Verantwortungsschriften, Werke Bd. 5, S. 265f.

<sup>4</sup> Nietzsche, Werke, Bd. VI,1, S. 143

Ist es vernünftig zu glauben? – Der lange Weg unserer abendländischen Geistesgeschichte scheint mit Nietzsche in einem Holzweg zu enden. Holzwege sind Wege, die ziellos im Wald enden, man verliert die Orientierung. Mit dem Satz vom Tod Gottes sind die Vernunftgebäude der traditionellen Metaphysik zusammengebrochen. Nun sind zwar die Gebäude zusammengebrochen, was aber nicht zugleich bedeutet, dass damit auch die Denkweise zusammengebrochen ist. Mit dem Tod Gottes wird bei Nietzsche die lebenshemmende, den Willen zur Macht unterdrückende „Mutmaßung“ beseitigt. Mit Kant trat die Selbstbestimmungsmacht auf den Plan. Die auf sich selbst gestellte denkende Vernunft des Menschen wird allein Orientierungsgröße. Nur was vernünftig ist, kann Geltung beanspruchen. Aber was ist vernünftig? Der nun rein auf sich selbst gestellte und nur von sich selbst abhängige Mensch ist auf sein eigenes Wissen, Wollen und Können angewiesen, auf seine Macht. Er muss jetzt - mit Nietzsches Wort – Wille zur Macht sein wollen. War die konstruierende Vernunft schon maßgebend erkenntnisleitend und im Bereich der Sittlichkeit ebenso maßgebend handlungsleitend, so wird sie jetzt nach selbst gesetzten Vorgaben zu einer die Wirklichkeit immer mehr herstellenden Macht. Nach Vernunfteseinsicht konstruierendes Handeln ist wissenschaftlich vermitteltes, herstellendes Handeln in der Macht des Machbaren. Das Sein der Welt wird zum Objekt der Technik, durch die der Mensch sich selbst, die Sicherheit seines Daseins in der Welt eigens abzusichern bestrebt ist, (begleitet von einem vielfältigen Versicherungswesen, das möglichst alle Lebenssituationen absichern will). In diesem Horizont wird Philosophie zu „Unternehmensphilosophie“. Weisheit wird zur Verwissenschaftlichung des Herstellens und Machens, und zwar in vernünftig gesteuerten Prozessen. Sich im Wissen zu vergewissern, in der Macht des Machbaren das Leben in der Welt zu gestalten, diesen Prozess vernünftig zu steuern – das gehört gewiss zum menschlichen Leben. Aber es ist doch denkwürdig: Das „sophon“ Heraklits, die alles Sein weise und machtvoll steuernde, von Allem was ist, getrennte und zu unterscheidende Macht, ist mit dem Zusammenbruch des metaphysischen Systems ja nicht einfach verschwunden. Sie ist gleichsam aus der Transzendenz in die Immanenz eingegangen. Und zwar als Wissen, Wille und Macht – jetzt als menschliche Potenzen. Und diese Potenzen streben nach Potenzierung. Das Ende der Metaphysik hat seinen Preis: Die Vollkommenheitsprädikate des transzendenten „sophon“ werden nachmetaphysisch zu Vervollkommnungsprädikaten menschlichen Daseins. Die Vollkommenheit göttlichen Seins, die am Anfang der Geschichte der Metaphysik steht, übersetzt sich am Ende der Metaphysik in den Herrschafts-, den Machtwillen wissenschaftlich-technischer Vernunft. Das weltliche Sein wird zum Objekt menschlicher Subjektivität. Diese Stellung des Menschen in und zur Welt ist nicht an sich

etwas Verkehrtes. Aber mit dem Ende der Metaphysik geht deren Bindungskraft, ihre Orientierungskraft verloren.

Die unheimlichen Folgen und Gefahren dieser Entwicklung sind uns allen vor Augen. Sie müssen deshalb hier nicht ausgebreitet werden. Aber die Orientierungsnotwendigkeit drängt sich auf. Sie spiegelt sich in dem anfangs genannten Bewusstsein von dem, was fehlt. Zwar ist die Möglichkeit der Selbstbindungskraft der technischen Vernunft gegeben, aber der Vervollkommnungswille technischen Könnens und Machens verlangt ein gegen dieses Wollen und Machen gerichtetes Wollen und Machen. Eine Zwietracht des Wollens, die ebenso eine Zwietracht des Machens zur Folge hat. Der gesellschaftliche Kampf um die Möglichkeiten des Machens und die drohenden Gefahren aus diesem Machen mit dem Aufkommen von Gegenmächten ist die unausbleibliche Folge der technischen Vernunft. Was ist hier vernünftig?

#### E - Ein anderes Denken

Das Anliegen des Papstes, bei der Erneuerung des Zusammenhangs griechischer Vernunft mit dem biblischen Glauben zu bleiben, ist verlockend. Doch mit einem Schritt zurück zugleich vorwärts gehen zu wollen dürfte angesichts der geschichtlichen Entwicklung schwierig sein. Deshalb drängt sich die Frage nach einem anderen Denken mit anderer Orientierung auf. Martin Heidegger – man nennt ihn „den“ Philosophen des 20. Jahrhunderts – hat in eindringlicher Weise die abendländische Geschichte der Metaphysik von den Anfängen bis in die Gegenwart des Wesens der Technik verfolgt und ist Schritte in ein anderes Denken hinein gegangen. Sein Denken sagt: „Das Denken ist des Seins, insofern das Denken, vom Sein ereignet, dem Sein gehört. Das Denken ist zugleich Denken des Seins, insofern das Denken, dem Sein gehörend, auf das Sein hört... Der Mensch muss, bevor er spricht, erst vom Sein sich wieder ansprechen lassen auf die Gefahr, dass er unter diesem Anspruch wenig oder selten etwas zu sagen hat. Nur so wird dem Wort die Kostbarkeit seines Wesens, dem Menschen aber die Behausung für das Wohnen in der Wahrheit des Seins wiedergeschenkt.“<sup>5</sup> Mit dieser Wendung weg von einer bloß konstruierenden technischen Vernunft mit dem von ihr ausgehenden Zwang der Welt- und Lebenskonstruktion zur Existenzsicherung eröffnet sich ein neuer Bereich. Das Denken gehört dem Sein, indem es auf das Sein hört. Denken missversteht sich, wenn es wie ein Besitzstück der Subjektivität, des Willens und der Macht des Menschen genommen wird. Zwar denkt der Mensch, aber was zu denken ist, „ereignet“ sich vom Sein her, weil es Eigentum des Seins ist und kein bloßes Machwerk des Menschen.

---

<sup>5</sup> M Heidegger, Brief über den „Humanismus“, in: Wegmarken, S. 148ff.

Das Sein gibt zu denken, Denken ist Gabe des Seins. Mit dieser Wendung des Denkens vollzieht sich eine Kehre in der Orientierung. Dies kann eine Brücke sein, wieder neu zu hören, was mit dem christlichen Glauben zur Vernunft kommen will. Jedenfalls eine Konsequenz sollte mit Heideggers Kehre deutlich sein: *Die wissenschaftlich-technische Vernunft kann nicht beanspruchen, die allein maßgebende Vernunftform zu sein. Glaube ist nicht im Blick auf die Messlatte wissenschaftlichen Wissens nur eine mindere Qualität von Wissen im Sinn von bloßem Für-wahr-Halten. Glaube ist Ausrichtung auf das christliche Ereignis „Gott“, das der Vernunft eine neue Ausrichtung gibt, die sich von sich her als vernünftig erweisen will.*

#### F - Die Gabe des Glaubens

M. Luther hat in seiner Schrift „De servo arbitrio“, die er als eine seiner wichtigsten Schriften bezeichnet hat, bereits eine Stellung bezogen, die sich gegen den metaphysischen Denken entstammenden Gottesbegriff wendet, der Gott nur als das höchste, vollkommenste Wesen transzendent „über uns“ zu denken erlaubt. In seiner Streitschrift gegen Erasmus von Rotterdam greift er die Formulierung eines frühchristlichen Apologeten auf (Minucius Felix), sie lautet: „Quae supra nos, nihil ad nos“<sup>6</sup>, was über uns ist, geht uns nichts an. Der vom weltlichen Seinszusammenhang ausgehend spekulativ durch die Vernunft erschlossene nur transzendent Gott verfehlt den christlich biblischen Gott. Luther hat den Widerspruch der Vernunft des Glaubens zur metaphysischen Vernunft und bereits die Tradition metaphysischen Denkens durchbrochen, das sich ja bis in die technische Vernunft als Denkform durchgesetzt hat. Vom auf sich selbst gestellten, durch sich selbst bestimmten und seine Macht technisch steigernden Menschen – von diesem Grundzug her ist verstehbar, dass Luthers Rede „Vom unfreien Willen“ geradezu abgelehnt werden musste. Das hat C. F. von Weizsäcker kritisch angemerkt: „Die Ambivalenz der Aufklärung hängt... tief damit zusammen, dass sie an der Kirche nur noch das Periphere zu würdigen vermag, ihre Leistung als Kulturträger, aber gerade nicht den Kern. Die Aufklärung wehrt sich mit Leidenschaft gegen das *servum arbitrium*. Sie will ein besseres Gesetz und kein Evangelium. So hat in der späteren Neuzeit der Kern christlicher Wahrheit überhaupt keinen Sprecher, der das moderne Bewusstsein erreicht: die Aufklärung nicht, weil sie den Kern verwirft, die Kirche nicht, die

---

<sup>6</sup> M. Luther, De servo arbitrio, in: Lateinisch-deutsche Studienausgabe, Bd I, S. 404, Leipzig 2006 (=WA 18, 685).

defensiv das Pfund vergräbt.“<sup>7</sup> Weizsäcker ist sich zwar des pauschalisierenden Urteils bewusst, aber gerade in dieser Zuspitzung gibt das Gesagte zu denken. Die Wiederentdeckung des Kerns christlicher Wahrheit, ihre Aneignung im Denken – das ist die Aufgabe, das hat Zukunft.

In Anlehnung an Heideggers Kehre im Denken ist zu fragen, wie von Gott geredet werden kann im nichtmetaphysischen Denken. Nicht den Gott „supra nos“ als Konstruktion, sondern den Gott „pro nobis“, wie er sich von sich aus kenntlich gemacht hat. Gott gibt sich von sich aus zu denken. Er ist vom Ereignis her, gleichsam im Durchkreuzen metaphysischen Denkens, neu zu denken, - von jenem Ereignis her, das in die Welt eingegangen ist und in der sprachlichen Verlautbarung dieses Ereignisses durch die Zeiten hindurch zu Gehör gebracht wird. Einige Schritte auf dem Weg, sich dieses Ereignis denkend anzueignen, sollen jetzt gegangen werden:

- a) Die Verlautbarung dieses Ereignisses besagt: „...also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab...“ (Joh. 3,16). Wer und was Gott ist, will gerade nicht spekulativ von der Vernunft erdacht werden, sondern an dem Menschen erst abgelesen werden, der Jesus von Nazareth heißt, also an seiner konkreten Geschichte und den Erzählungen von dieser Geschichte und ihren Auslegungen her, die den Menschen sich selbst als vor Gott zu verstehen geben.
- b) Dies sprachliche Ereignis erhebt den Anspruch, als Wort Gottes die für uns Menschen kenntlich gemachte, offenbarte Wahrheit zu sein. Aber der Wahrheits-Anspruch ergeht als freies Ansprechen, spricht den Menschen ohne Zwang in seiner Freiheit an. Gott spricht sich selbst im Dasein Jesu als die uns geltende Wahrheit zu und sucht das Hören des Menschen. Das ist keine theoretische Wahrheit über den Menschen. Sondern: Wir werden mit einem Menschen konfrontiert, der in einem selbstverständlichen Sich-Verstehen von Gott her in einer bestimmten Menschlichkeit, in einer bestimmten Weise als Mensch unter Menschen in der Welt gelebt hat. Als Ereignis wahren Menschseins erschließt es ein Wahr-Werdens des Menschen: ein Wechsel von alt zu neu. „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“(2.Kor.5,17). Er ist die reale Präsenz menschlichen Lebens vor Gott, der Christus. In ihm spricht Gott uns an auf unser wahres Sein vor ihm. Gottes uns frei ansprechender Anspruch.
- c) Gott ist daher zu verstehen als personales kommunikatives Geschehen, das uns zu sich einholen will als die bergende Wahrheit. Dieses dem menschlichen Sein

---

<sup>7</sup> C.F. von Weizsäcker, Deutlichkeit, Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen, (dtv 1452), München 1981.

zuvorkommende Geschehen sucht das in Freiheit sich darauf Einlassen des Menschen: Vertrauen, Glaube – an Gottes in der Person Jesu realpräsent ergangene Zuwendung, im (sakramentalen) Wort sich fortsetzendes Ereignis. Im Glauben vollzieht sich das Neuwerden des Menschen, und zwar das allen ethischen Forderungen zuvorzukommende Neuwerden. Aus dem neuen Sein folgt neues Handeln, statt dass aus den Forderungen neuen Handelns der Mensch sich selbst erneuern können soll. Diese heilsame Umkehr ist das vernünftige Wirken des von Gott her ermöglichten Glaubens.

- d) Gottes Sein ist Sein als Beziehung, personales Verhältnis Ich – Du. Der Wahrheitsanspruch an uns ist, im Glauben dieser Personalität zu entsprechen – im Verhältnis zu Gott und zum anderen Menschen (Ich – Du, nicht Ich – Es). Darin liegt: Die Tendenz der Subjektivität zur Individualisierung und Selbstbezogenheit verfehlt die Wahrheit, wenn sie nicht zugleich personale zwischenmenschliche Beziehung ist. Glaube und Vertrauen stiften lebendige Beziehung, sind insofern kritisch gegen jedes nur auf sich selbst bezogenes und auf sich selbst bedachtes Leben. Das gilt z.B. auch für politisch nur auf sich selbst bezogen agierende Kommunen. Glaubend existieren ist immer Sein in Gemeinschaft für einander. Das ist vernünftig.
- e) Verwandlung des metaphysischen Gottesgedankens. Die Gabe seines Sohnes will als Selbst-Ereignis Gottes verstanden werden, und zwar als Erweis der Liebe Gottes zur Welt und zum Menschen. Die Verlautbarung dieses Ereignisses ist aber das Wort vom Kreuz, von der Kreuzigung Jesu, als dem menschlichen Urteil über ihn als Gotteslästerer, worauf die Todesstrafe steht, als Fluchtod - die schlimmste aller Strafen. Das ist die größte Ungeheuerlichkeit und Zumutung für jeden metaphysischen Gottesbegriff, der Gottes Sein von den Vollkommenheitsprädikaten her denkt und so das Verstehen eines sich mit dem Gekreuzigten identifizierenden Gottes blockiert. Das macht noch einmal das Problem deutlich: Das Denken darf sich nicht zwischen Glaube und Gott positionieren, weil dann Gott zum Objekt des Denkens (der Vernunft) wird, statt dass vertrauender Glaube zu Gott denkend reflektiert wird.
- f) Gott gab seinen Sohn in die Welt aus Liebe zur Welt des Menschen. Das ist der Glaubensinhalt, der denkend reflektiert sein will. Das verlangt eine für uns Menschen verständliche Sprache. Von einem Vater und einem Sohn zu reden versteht jeder. In Bezug auf Gott mit der Verhältnisbestimmung Vater – Sohn zu reden verlangt, in Gott einen Unterschied zu denken: Das Verhältnis von Vater und Sohn ist durch Zeugung bestimmt, während das Verhältnis Gottes (des Vaters) zur Welt durch Schöpfung bestimmt ist. Zeugung besagt: Der Erzeuger bringt ein Anderes als er selbst hervor,

das aber gleichen Wesens wie der Erzeuger ist. Während Schöpfung besagt, ein Anderes, das anderen Wesens ist. Der Sohn wird als Liebe des Vaters zur Menschenwelt ausgesagt. Gott gibt sich im Sohne, der ja er selbst nur auf andere, eben auf menschliche Weise ist, konkret in die Menschenwelt ein. Liebe als der Geist der Wahrheit Gottes, die als Wahrheit Liebe zu sich selbst ist und als Liebe das zum wahrhaft liebevollen Leben freimachen will. Das ist Dialektik der Selbst- und Nächstenliebe.

- g) Der Geist dieser Wahrheit ist mehr als Idee, weil er die wahrmachende Macht für die Wirklichkeit zu sein beansprucht, die der Welt und dem Menschen gilt. Dieser Geist ist die dynamische Macht der Liebe. – 1. Liebe des Vaters zum wesensgleichen Sohn als gleichsam die Liebe des Ursprungs der Liebe zu sich selbst (Selbstliebe), aber zugleich als Liebe Beziehung auf den Sohn als den Anderen zu ihm selbst. (Liebe als Beziehungsgeschehen in der Einheit von Selbst- und Nächstenliebe). 2. Macht der Liebe als Liebe des Sohnes zum Vater - Realisierung der wahren Liebe in der Beziehung des geliebten Anderen (Sohn) zu seinem wahren Ursprung. 3. Die Wechselbeziehung der Liebe zwischen Vater und Sohn ist um der Wahrheit der Liebe als Beziehungsgeschehen willen keine sich in sich selbst abschließende Zweierbeziehung. Beziehung der Liebe heißt immer, über Selbstbezogenheit von Beziehungen hinauszugehen, sonst wäre sie ausgrenzend und abstoßend. Deshalb ist der göttliche Charakter der Liebe zwischen Vater und Sohn die liebende Beziehung zum nichtgöttlichen Anderen: zum Menschen und der Welt. Dieses Beziehungsgeschehen geschieht in der Macht des Geistes, der die denkende Kraft menschlicher Vernunft und die handelnde Kraft menschlicher Macht als bestimmend beansprucht – eben als freies Ansprechen. Deshalb ist die christlich-theologische Trinitätslehre die präzise vernünftige begriffliche Fassung des gesamten Glaubensinhaltes.
- h) Das Ereignis „Gott“ wird an der Person Jesu ablesbar, insofern Jesus in seinem Lebensvollzug die Qualität der Liebe Gottes gleichsam ins Leben eingelebt hat und dafür die Todesstrafe nach menschlichem Urteil auf sich gezogen hat. Offensichtlich hat die Menschenwelt die Art und Weise des von Gott ausgehenden Geistes der Liebe und ihre praktischen Folgen nicht ertragen, auch bis heute immer wieder nicht. Es widerspricht menschlichem Willen zum reinen ganz aus sich selbst Mensch sein zu wollen. Als dieser Widerspruch mutet er der Selbstorientierung eine Umorientierung zu durch den Geist einer Liebe, der in Wahrheit Liebe zu sein beansprucht. Den

widersprechenden Anspruch dieser Liebe hat Jesus in seinem Leben bis zum Tode am Kreuz durchgetragen.

- i) Der Glaube lebt davon, dass Gottes Liebe zur Welt und zum Menschen definitiv Gottes Sein und Handeln ausmacht. Nur dann ist darauf Verlass. Ein Spitzensatz im Neuen Testament lautet: „Gott ist die Liebe“ (1.Joh 4,16b). Liebe macht das Wesen Gottes aus, sie ist kein Prädikat neben anderen. Sie bleibt wesentlich Liebe nur, wenn sie sich durch nichts von sich abbringen lässt. Dann aber liebt sie nicht nur den liebenswürdigen Anderen, sondern auch den nichtliebenden Anderen - bis zu dem Extrem, auch den noch zu lieben, der sich dem Gottvertrauen verweigert. Er sieht nicht, dass Liebe nur im Zugleich von Selbst- und Nächstenliebe wahrhaft ist, die Quelle wahren und guten Lebens. Darum ist das Ereignis wahrer Liebe Gottes in Christus die Möglichkeit der Erkenntnis der Verkehrung des menschlichen Seins und der Welt. (Sünde, gebrochene Welt als Todeswelt).
- j) Das Wort vom Kreuz legt uns nahe, dem Wesen der Liebe zu vertrauen, die den Menschen für sich gewinnen und nichts als gewinnen will. Das ist Unendlichkeit der Liebe, die nicht am Widerspruch gegen sie endet, gleichsam die Auferstehung der Liebe Gottes aus der Widerwärtigkeit gegen sie. Deshalb glaubt der christliche Glaube, dass der, der die Liebe Gottes gegen den Widerstand der Welt bis zum tödlichen Widerspruch durchgetragen hat, lebt. Nicht der Tod besiegt die Liebe Gottes, sondern diese Liebe besiegt den Tod. Deshalb ist der metaphysische Begriff von Gottes Allmacht von der Liebe her neu zu verstehen und nicht umgekehrt. Liebe bleibt sich selbst in Wahrheit nur treu, wenn sie den negierenden Widerspruch nicht mit Gewalt niederschlägt, sondern ihn erträgt und überwindet. Der Glaube heilt vom Widerspruch gegen Gott.
- k) Glaube, der sich Gottes Liebe verdankt und selber eben dieser Liebe im Lebensvollzug nachfolgt, vertraut die Zukunft der Welt und des Menschen der endgültig sich durchsetzenden Liebe an, dem Kommen des lebendigen Reiches Gottes. Das ist neben der Liebe die Hoffnung des Glaubens. Sie bewahrt die wissenschaftlich-technische Vernunft vor einer maßlosen Ausbeutung der Natur und von ebenso maßlos zu werden drohenden Eingriffen des Menschen in menschliche Natur. Maßlos, weil gottvergessen. Glaube bewahrt die Vernunft des Menschen vor dem bedrohlichen Drang zu immer absoluterer Selbstabsicherung, Selbstübersteigerung und Weltübermächtigung. Glaube bewahrt vor Verwischung des Unterschiedes zwischen

dem, was durch Wissensgewinn getan werden kann und dem, was nur im Glauben gewonnen werden kann: die christliche Freiheit zum Leben in der Welt.

- 1) Diese Freiheit ist verbindliche Lebensweise in Glaube, Liebe und Hoffnung, den Entsprechungen zum trinitarischen Gott. Indem im Glauben sich diese zuhöchst menschenwürdige Seinsweise erschließt, ist es vernünftig zu glauben.